

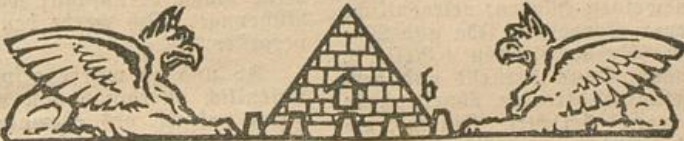
# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

12.9.1926 (No. 37)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 37  12. Sept. 1926

Heinrich Bierordt / Noch etwas von Freiligrath und Freiligraths.

(Schluß.)

Wolfgang von Goethe stand übrigens bis zu seinem Tode mit seinem ehemaligen Jugendgespielen, dem späteren, um Weimar hochverdienten, von mir an zahlreichen Stellen meiner Lebenserinnerungen nach Gebühr gewürdigten Großherzog Carl Alexander (1818—1901), von jenen frühzeitigen Spielen an, aus mir nicht näher bekannten Gründen, auf gespanntem Fuße. „So geht's den Menschen“, sagte der kleine Enkel Wolfgang von Goethe zu seinem Großvater, als das alte Weimarer Theater der klassischen Zeit abbrannte. „Ja, so geht's den Menschen“, war seither geflügeltes Wort im Hause Freiligrath geworden und geliebt, wozu Ferdinand es gestempelt hatte. Beide Enkel Goethes pflegten am 22. März, dem Todestage des Großvaters, einen Lorbeerkranz andächtig auf seinen Sarg zu legen. —

Während meiner regelmäßigen, alljährlichen Wohnbesuche bei Freiligraths, in der zweiten Hälfte der 1880er Jahre, lebte gleichfalls zu Düsseldorf, aber nicht etwa mit dem „Quartett“: Ida Freiligrath, Maria Melos, Percy und Tutta Freiligrath, in einem Hause zusammen, sondern für sich allein: Gisberte Freiligrath, eine Stiefschwester Ferdinands. Zwischen ihr und der Schwägerin Ida hatte nicht immer das einträchtigste Verhältnis obgewaltet; die Prägungen beider Frauen waren überaus verschieden, trotz einzelner gemeinsamer Züge. Gisberte, die schriftstellerisch, zumal überseherisch, mit Erfolg tätig war, hatte ein Buch über eine Jugendliebe ihres Bruders Ferdinand veröffentlicht, das ihr von Frau Ida auf das schwerste verübelt worden war. Zu meiner Düsseldorfer Zeit hatten sich die wildgehenden Bogen aber schon geglättet gehabt; beide verkehrten wieder zusammen, wenn auch ab und zu mit etwas kühler Zurückhaltung. Gisberte war, gleich Frau Ida, eine ungewöhnlich kluge, hochbegabte, wenn auch manchmal etwas herbe Persönlichkeit — so daß ich die stattgehabten Verstimmungen vollauf beariff — mit der ich immer gern verkehrte. Wir verbrachten wiederholt im Familienkreise die Nachmittage bei ihr. Ich hatte wirklich allen Grund, Gisberten freundlich gesinnt zu sein; denn zuweilen fragte sie bei Maria Melos an, wie diese mir brüchwarm mitteilte: „Wann kommt denn wieder der nette Bierordt?“ . . .

Gisberte Freiligrath hatte sich vordem der Tonkunst gewidmet und war Peter Cornelius' Schülerin in Soest gewesen. Dieser Meister war die Veranlassung, weshalb sie später nach Weimar übersiedelte, um dort unter Liszts Leitung weiterhin Musik zu treiben. . . . Gisberte war eine unruhige Seele, hielt es nicht lange an einem Wohnsitz aus und wurde von einem es nahezu ahasverischen Geist von Stätte zu Stätte gepeitscht. Sie sollte ihre ganze zeitgenössische Familie lang überleben. Ich besuchte sie geraume Zeit später in Heidelberg, wohin sie auch einmal die Wanderlust zu vorübergehendem Wohnaufenthalt getrieben hatte. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie zu Baden-Baden in der Pension Jung, wo ich die Reunionsjahre noch manchermal aufsuchte. Ich brachte ihr ein neu entstandenes Gedicht „Das Begräbnis zu Soest“, das ihre Mutter und ihren Bruder Ferdinand feiert; sie nahm es, das Papier entfaltend, förm-

lich andächtig zur Hand und meinte in ihrer durch das hohe Alter milde gewordenen Art und Weise: „Ich werde dies bei meinen teuersten, wertvollsten Familienpapieren bergen“, was mich nicht wenig bewegte. . . . Am 30. Mai 1916 hatte ich zum letztenmal bei ihr geweilt und abends in mein Tagebuch vermerkt: „Bei Gisberta moribunda.“ Am 22. Juni 1916 starb sie im höchsten, menschlich erreichbaren Greisenalter; zwei Tage darnach wohnte ich ihrer Einäscherung auf dem herrlichen Friedhofe zu Baden-Baden bei. Auch die Asche der einst so zähen, lebenskräftigen Freiligrathschwester sollte noch wandern; sie wurde, nach ihrer letztwilligen Verfügung, in die geliebte, weiffälische Heimat überführt.

Eine Schwester des großen Tonmeisters, des oben erwähnten Peter Cornelius, Frau Franziska Schily, lernte ich gleichfalls zu Düsseldorf durch Freiligraths kennen, die mir nicht aenug von dem Seelenadel ihres leider schon 1874 verstorbenen Bruders zu erzählen vermochte. Heutzutage erscheint es fast unaläublich, wie vereinzelt damals noch, also in den 1880er Jahren, die Verehrung für den jetzt so berühmten und gefeierten Meister war. Ich hatte im Auftrag meines Sängersfreundes Josef Mainzer, der leider 1892 im Wettersteingebiet abstürzte, Frau Schily um ein Bild ihres Bruders zur Vervielfältigung für die kleine Cornelius-Gemeinde zu Freiburg im Breisgau gebeten. Mit tiefer Mühsung erfüllte sie meine Bitte und meinte bescheiden: sie habe stets fest daran geglaubt, der Genius ihres Bruders werde noch dereinst seine Würdigung finden, und nunmehr sehe sie tiefbewegt seinen Stern steigen! Das Bild wurde vervielfältigt und ein Duzend Verehrer und Kenner des großen Tonsetzers damit beglückt. Eine solche Seltenheit waren damals Bilder von Peter Cornelius! —

Als ich im Frühjahr 1886 nach Athen reiste, überreichte Maria Melos: ihr griechischer Name habe wohl zu ihrer steten Sehnsucht nach Hellas beigetragen, und sie rief mir in einem launigen Abschiedsbriefe zu: „Grüßen Sie mir meine Insel Melos, die aber steinig und unfruchtbar sein soll.“ Dieser Brief umschloß eine geheimnisvolle Einlage mit dem Vermerk „Auf der Akropolis zu öffnen!“ Ich trug das kleine Rätsel, der Weisung gemäß, verschlossen durch ganz Italien und über das ionische Meer hinüber wohlverwahrt auf dem Herzen. Erst beim Aufstieg zu den Propyläen unter dem strahlend blauen Himmel Attikas erbrach ich den Umschlag: da fiel mir eine kleine Bildtafel in die Hände: ein Bildchen Freiligraths und einen Büschel weißlich-graue Haare enthaltend, den Maria dem aeliebten, heißbewunderten Dichterschwager zehn Jahre zuvor im Sarg abgeschnitten hatte! . . . Auch ihr eigenes, langgebrauchtes Reisetintenfah hatte die treue Seele mir mit einem Segensspruch auf den Weg mitgegeben. Ja, sogar ein Taschentuch war mit in das Päckchen eingeschlossen, den die sorgliche Frau Ida beigeleat hatte, da sie sich in schlaflosen Nächten Gedanken über das schlechte griechische Trinkwasser, das mir schaden könne, machte; so waren diese zartfühlenden, echten Freundinnen in rührender Weise besorgt um mein körperliches Heil! . . .

Maria Melos, die Freundin Gottfried Kellers, hatte eine etwas altmodische, starke Abneigung gegen schriftstellernde Damen; „außer Luise von François und der Ebner-Eichenbach können sie mir alle gestohlen werden“, pflegte sie zu sagen; selbst Malwida von Meysenburg mochte sie wegen ihrer „Gelehrsamkeit und Geistreichigkeit“ nicht recht leiden. Und dabei hatte sie manches mit jener „Idealistin“, die ich aus Rom her gut kannte, gemeinsam. Als sie mir Freiligraths „Glaubensbekenntnis“ in der Uransgabe von 21 Druckbogen (!) schenkte — Werke über zwanzig Bogen waren nach altem Pressegesetz zensurirt, weshalb man bei beanstandbaren Sachen äußerst verschwenderisch, nur wenige Zeilen auf einer Seite, druckte — da meinte sie, fast feierlich: „Ihr jungen Leute könnt freilich keine Ahnung haben, durch welche Drangsal und Schrecken eure Vorkämpfer gehen mußten. Wenn ich an jene Zeit denke, kommt es mir oft mächtig vor, daß man sie mit durchlebt hat; es dünkt mich, als sei dies alles im grauen Altertum geschehen.“

Außer dem „Glaubensbekenntnis“ Freiligraths hat sie mir noch ein wertvolles Andenken an ihren Schwager verehrt: die alte, schöne Ausgabe der Dichtungen der großen englischen Dichterin Felicia Hemans, dasselbe Buch, das Freiligrath zu seinen wundervollen Verdeutschungen benützte. Auf der ersten weißen Seite stehen von Freiligraths Hand die Worte geschrieben: „F. Freiligrath 1839.“ Und darunter als Widmung: „Meiner lieben Schwägerin Luise zum freundlichen Andenken. Zürich, im Juli 1846 F. Fth.“

Aber auch sonst befinden sich allerlei geheiligte Ueberbleibsel aus Freiligraths einstigem Besitz in meinen Händen; gelegentliche Gastgeschenke der mir gütig gewogenen Schwestern Ida und Maria. Vom Goetheleuchter und dem Gips-Hochbildchen („Relief“), das Freiligrath als bartlosen, jungen Mann darstellt und dem auffallend seine Tochter Käthe Freiligrath-Krecker ähnelt, habe ich in den früheren Erinnerungen bereits berichtet. Ein mir besonders teurer Besitz aber ist eine kleine, feine Hölzchenmaske aus Elfenbeinmaske, die in der Freiligrathschen Familie als Totenmaske Hölzchens galt und als solche verehrt wurde, mir jedoch keineswegs als die Totenmaske eines 73jährigen Greises erscheinen will. Die begleitenden Briefzeilen von Frau Idas mit Bleistiftkräftigen flüchtig hingehauchter Hand, sind am Tage vor ihrer endgültigen Ueberfiedelung nach London niedergeschrieben und lauten hier auszugsweise:

Düsseldorf, den 5. Mai 1891.

Lieber Heinrich,

Ich sende Ihnen ein kleines Medaillon in Gyps von meinem Mann, aus dessen Jugendzeit, und eine Totenmaske Hölzchens. Bei Ihnen ist so etwas gut aufgehoben. Treulichst die Ihre

Ida Freiligrath.

Natürlich besitze ich die Lichtbilder sämtlicher Glieder der Familie Freiligrath aus verschiedenen Lebensaltern; auch ein Bild vom alten Freiligrath mit dem „Löwenhaupt“, worunter Maria Melos seine eigenhändige Unterschrift, um mir eine besondere Freude zu bereiten, gefleht hat. Desgleichen ein großes Lichtbild nach einem wundervollen Delbild der Frau Ida, in vornehm-lässiger Haltung, von breitem Pelzmantel umflossen, den beliebten, gewohnten Fächer in Händen, das ihr Enkel Siegfried Wimm, ein hochbegabter, leider seit früher Jugend stocktauber Porträtmaler geschaffen hat. . . . Noch ein Jahr vor Frau Idas Tode, 1898, erhielt ich aus Forest Hill, der Vorstadt Londons, wo sie bei ihren Kindern, dem Ehepaar Eduard und Käthe Freiligrath-Krecker ihre letzte Heimat gefunden hatte, ein Bildchen, das sie als Greisin im Rollstuhl darstellt, im Garten aufgenommen, neben ihr, den hochgemut träumerischen Blick in die Ferne gerichtet, ihre bedeutende Tochter Käthe. —

Von den ganz Alten hatte Maria Melos nicht nur Goethe noch geschaut, sondern auch den greisen Tiedge, dem einst vielgelesenen, gefeierten Dichter der „Urania“ noch ins Auge gesehen. 1838 weilte sie zu Dresden, um von dort aus ihre erste Stelle als Erzieherin in Rußland anzutreten. Ihre Verwandten, die mit Tiedge befreundet waren, brachten sie zu ihm. Sie sei damals, erzählte sie mir, noch nicht so gelehrt, klug und fertig gewesen, wie die modernen Mädchen seien; sie konnte noch mit gemäßigter Teilnahme Klopstocks „Messias“ und Tiedges „Urania“ lesen. Im Jahr 1838 war es etwas Ungewöhnliches, daß ein junges Mädchen sich allein nach Südrussland waagte. Diesem Umstande glaubte sie danken zu müssen, daß Tiedge, ein Greis in silberweißen Haaren und mit langem, arünem Hausrock angetan, besonders herzlich mit ihr gewesen sei; er zeigte ihr seine Zimmer, worin überall Bilder seiner verstorbenen Freundin Elisa von der Rede hingen, sprach ihr Mut zur weiteren Reise ein und segnete sie zum Abschied, indem er seine Hände ihr auf das achtzehnjährige Mädchenhaupt legte. . . .

Wie herzlich konnte Maria lachen, wenn ich von unserer alten Kinderwärterin Christine erzählte, die einmal bewundernd von mir meinte: „Der Herr Heinrich ist aber geschickt; der kann schreiben, daß es hinten klappert.“ Damit wollte sie die Reimschlüsse meiner jugendlich noch sehr unreifen Versversuche in ihrer unwüchsigen, schlafenden Sprachweise bezeichnen!

An jedem Allerseelentage pflegte Maria, ähnlich wie am Ostermorgen, eine besondere, stille Seelenfeier für sich zu haben. An Allerseelen 1885 schrieb sie mir aus Düsseldorf:

„Ruh'n in Frieden alle Seelen,  
Die vollbracht ein banges Duälten.  
Die vollendet süßen Traum,  
Lebensfakt, geboren faum,  
Aus der Welt hinüberchieden:  
Alle Seelen ruh'n in Frieden! usw.“

„Heute, lieber, theurer Heinrich, muß ich mit diesem Siegel Jakobis beginnen, welches mich schon oft tief erariffen hat und welches ich regelmäßig am 2. November lese. Nun fühle ich wohl, daß es kein passender Beginn zu einem freundschaftlichen, ergreifenden Brief ist; aber ich denke, Sie werden die Stimmung verstehen — denn es kommt mir nie in den Sinn, daß Sie mich nicht verstehen könnten“ usw.

Der lebhafteste Wunsch der Entschlafenen, mich in meinem deutschen Heim zu besuchen, ist ihr niemals erfüllt worden. Gegen weiten Frau Ida nebst ihrer Schwiegertochter Fritta Freiligrath im Sommer 1889 einige Tage bei meinem Vater und mir zu Gast in Karlsruhe. Mein Freund Josef Mainzer, der langeskurdige, trug ihnen, in einer eigens für sie veranstalteten Hausmorgensfeier bei sich, zahlreiche Freiligrathsche Dichtungen in Carl Loewes Vertonung vor; bei den Klängen des ergreifenden „Rebo“ brach die ehrwürdige Greisin in tiefes Schluchzen aus, und noch später, als mein Freund im oberbairischen Gebirge längst verunglückt war, sagte sie zu London in dankbarer Nüchternheit: „Ich werde den Morgen in Mainzers Wohnung vergehen.“ . . .

Ab und zu wurde gesprächsweise im Freiligrathschen Hause wesentlich allerdings von mir angeregt, des Namens: Clostermeier gedacht, des ehemaligen Lehrers des einstigen Knaben Ferdinand Freiligrath, an dessen Andenken der Dichter sein Leben mit seltener Dankbarkeit hing. Clostermeier hat bekanntlich — und es verdiente dies noch weit mehr im deutschen Volk bekannt zu sein — das große Verdienst, als erster in seinem erschienenen Buche „Wo Hermann den Varus schlug“ die Stelle des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde bestimmt und dadurch eine alte Streitfrage gelöst zu haben. . . . Als nun im Jahr 1868 das Denkmal Hermanns, des Cheruskers, im Weisem Kamp Wilhelm des Siegreichen und des germanischen Denkmalschöpfers Ernst von Raubel, unter großen, erhebenden Festlichkeiten enthüllt ward, überwältigte Freiligrath die glückseligen Erinnerungen an die alte, teure Detmolder Jugendzeit und er schuf sein herrliches Doppelgedicht „Lang, lang ist's her“. Niemand hat deutscher Sprache ein dankbarer Schüler seinem unvergessenen geliebten, alten Lehrer ein strahlenderes Denkmal der Liebe und Anhänglichkeit errichtet, als Ferdinand Freiligrath in diesen herabgehenden, herzbevegenden Versen dem alten Clostermeier, der er hat ihn dadurch geradezu von den Toten wieder auferweckt. Niemand, der dies Gedicht nicht kennt, sollte verkümmern, es lesen in Freiligraths späteren Gedichten nachzuschlagen und darüber Not und Jammer der Zeit für eine Viertelstunde zu verweisen!

Als Freiligrath aus englischer Fremde nach Deutschland heimzukehren vermochte, was, wie ich schon an anderer Stelle rühmend hervorhob und was man den Deutschen nicht oft tief genug ins Herz meißeln kann, wesentlich dem unsterblichen Verdienste des edeln Barmer Dichters Emil Rittershaus zu danken war, da gaben seine Vaterstadt Detmold sowie die Stadt Bielefeld im Hochsommer 1868 Willkommensfeste zur Begrüßung des Heimgekehrten, ihm, als einem Fürsten der Dichter, laubende Triumphbögen wölbend. In seinem wunderbaren Dankgedichte „Im Teutoburger Walde“, das mit den schlichten, erareifenden Worten „das sind die alten Berge wieder“ anhebt, da gedachte er in seinen erschütternden Strophen des sagenhaften, amerikanischen Rip van Winkel, sich selbst und sein Geschick mit dem jenes zwanzig Jahre verschollen und verzaubert gewordenen, dereinstigen holländischen Ansiedlers vergleichend. Da Rip van Winkel damals in Deutschland völlig unbekannt war, verstand kaum einer die Hörer und Leser des Gedichts — das Freiligrath selber bei den Festlichkeiten zu Danke vortrug — die sinnreiche Anspielung des Dichters, wie mir Frau Ida seinerzeit erzählte. Wer sich Rip van Winkel unterrichten will, lese Washington Irving's großen, amerikanischen Schriftstellers „Skizzenbuch“ (Deutsch Reclam erschienen), worin das Schicksal des leucendenhaften Rip van Winkel in wunderbarer, manchmal etwas Gänsehaut erregender Weise geschildert ist. Kein Leser wird es zu bereuen haben. Erst wenn man die Geschichte Rips dort gelesen hat, wird man Freiligraths herrliches Gedicht „Im Teutoburger Walde“ vollauf würdigen und verstehen können. . . .

Wie vollständig Freiligraths Dichtungen zu seinen Zeiten waren, wie lebendig sie dem Bewußtsein der Deutschen sich eingepägt hatten, davon nur ein Beispiel, das ich Frau Idas Mitteilungen danke: 1870 diente Freiligraths ältester Sohn Wolfgang als Sanitätsgehilfe im deutschen Heer. Der Vater hatte dem fernen Sohne sein schönes Gedicht „Im Teutoburger Walde“ zugeeignet, das in zahlreichen Zeitungen bald nachgedruckt worden war. geraume Zeit später verbrachte der Dichter mit seiner Gattin einige Sommerwochen zu Seefeld, hoch über dem Rütli auf dem Urnersee gelegen. Nach

erhob sich die Gesellschaft der Kurgäste, um, wie allmüttiglich, wieder auseinanderzugehen. Da zupfte eine fremde Dame den Poeten aus dem Speisesaale herauschreitenden Dichter leis am Rockärmel und flüsterte ihm mit einem Blicke bewundernder Verehrung zu: „Grüßen Sie mir, bitte, Wolfgang im Feldel“...

Eine hübsche Erinnerung für mich, die zugleich Käte Freiligrath-Krocker's, der Dichtertochter, sinnige und aelstreichere Art, besser vielleicht als viele lange Schilderungen ihres prächtigen Wesens, zeigt, möge hier ihre Stätte finden: Im heißen englischen Sommer von 1893, als ich im Heime der Frau Ida zu London als Wohnsaga weilte, war ich hoch oben in dem menschenwollen Hause Cedar Lodge, im Stadtteil Forest Hill, in einem gemüthlichen Gastzimmer, einer schönen, großen Dachstube, beziehungsweise Mansarde, untergebracht. In England heißen die Dachstuben: Attics; deshalb hatte Käte, in Erinnerung an meine frühere Reise nach Griechenland, an die Pforte meines Gastgemach's folgendes Distichon angeheftet:

„Edler Gastfreund, du wähest, du leiest zurzeit wohl  
in England?  
Nicht doch; sich, es betritt Attika jezo dein Fuß!“...

Zum letzten Male hienieden war ich mit den zwei Freiligrath'schen Frauen des jüngeren Menschenalters, mit Käte Freiligrath-Krocker und Jutta Freiligrath-Buchner, der Tochter und der Schwiegertochter Ferdinands, den beiden Witwen, im Herbst 1900 zu Ahmannshausen am Rheine zusammen. Der ehrenwerte, treffliche Besitzer des Gasthauses „zur Krone“, in der Freiligrath'schen Bekanntheit in den Frühzeiten seiner Ehe ein alldliches, schaffensreiches Jahr verlebte, wo er sein aufsehenerregendes Piederbuch: „Ein Glaubensbekenntnis“ schuf, und wo sich heute zahlreiche Freiligrath'sche Erinnerungsstücke in dem „Freiligrathzimmer“

befinden, hatte eine rührende, stolze Freude, Tochter und Schwiegertochter des in seinem Hause so hoch Gefeierten als Gäste beherbergen zu dürfen. Auch meine Venigkeit, als alter, treuer Hausfreund von Freiligrath's, wurde in diese ehrliche, fast jubelnde Freude mit eingeschlossen. Nahezu drei Tage lang ließ er die Wunder seiner Küche, sowie seines Kellers, uns auftragen und auffahren, und wir sprachen als frohacinnige und hochgestimmte Gäste all den vorgelegten Herrlichkeiten nicht wenig zu; zumal von meinen Leistungen als hinunterschürfender Vertilger seines röttlichen Ahmannshäuser Schaumweins, der so göttlich mundete und manchen Trinkspruch auf alte und neue Zeiten, auf Lebende und Dahingeschiedene hervorlockte, schien der seltene Gastgeber vollauf befriedigt. Als wir aber beim Abschied die Zeche zu berichtigen uns anschicken wollten, da machte der herrliche, edle Gastwirt es genau so wie Ahlands „Wirt wundermild“: er schüttelte seinen Wipfel und war nicht zu bewegen, auch nur einen Pfennig für Verpflegung und Herberge anzunehmen, indem er erklärte: wir seien, wie selbstverständlich, seine Gäste gewesen!... Unvergesslicher, guter, leider auch längst zu deinen Vätern versammelter Gastwirt Hufnaael, nimm diesen Gruß der Dankbarkeit ins Kenneits!...

In das bilderschmückte „Freiligrathzimmer“, wo vorwiegend persönliche Dichter- und Künstlerfreunde der Familie Freiligrath verehrt werden sollten, stiftete ich, auf Wunsch des Hausbesizers, mein Lichtbild mit einigen Reimzeilen; beides hängt dort unter Glas und Rahmen; der Wandspruch aber lautet:

„Gern leg' ich hier den Stecken aus der Hand  
Und lausch' dem Strom, wildfreudigen Gebrauses —  
Verabunt drum auch ein Plätschen an der Wand  
Dem alten Freund des Freiligrath'schen Hauses!“

Herbst 1900.

Heinrich Bierordt.“

## Toni Rothmund / Der Smaragdring. Novelle.

(Schluß.)

Anfangs sprach er noch mit Laurin von der teuren Seligen. Nach und nach wurde das seltsame, dagegen mehrten sich Seufzer über große Einsamkeit und Klagen, daß er keinen Erben für sein Geschäft habe. Dann endlich kam der Tag, wo er sich einen neuen Anzug kaufte mit einer bunten Kravatte, die ihm etwas Flottes gegeben haben würde; wenn nicht sein besorates, vertrocknetes Gesicht gewesen wäre. Aber an seinen aelblichen Spinnfingern steckte der indische Ring, den Laurin seit Selmas Tod nicht mehr gesehen hatte. Er erschrak ehrlich. Hatte der Ring an Selmas Hand etwas Komisches gehabt, so wirkte er an Sendoringers Finger geradezu aberwitzig.

„Am Gotteswillen, stecken Sie den Ring nicht an, Sendoringer!“ beschwor Laurin den Handelsmann. „Er wirkt an Ihrer Hand ganz unecht, so wie wenn er von böhmischem Glas wäre.“

Sendoringer hielt den Stein gegen das Licht, so daß er den Strahl siebenfach gespalten zurückwarf. „Er ist echt, an welcher Hand immer er sitzt,“ sagte er zufrieden.

„Aber, mein Gott, sehen Sie denn nicht, wie böhsartig der Stein schießt? Es ist ein Mordring! Er hat Ihre Frau uns Leber gebracht, er wird sie auch töten.“

Sendoringer lachte. Laurin befah eine Art Narrenfreiheit bei ihm und durfte alles sagen, was ihm durch den Wirtkopf schoß.

„Sie werden schon sehen, daß ich Recht bekomme,“ sagte Laurin gelassen. „Mich geht es schließlich nichts an, ich kann ja zugucken bei der Geschichte.“

Und er guckte zu, weil dies ja ohnehin seine Hauptbeschäftigung war. Manchmal dachte er an die indische Rani, die keine Ruhe finden konnte, solange der Ring am falschen Finger sah. Ob sie wohl auch an Sendoringer geheime Rache üben würde?

Einstweilen schien nichts davon einzutreffen. Sendoringer erlebte im Gegenteil eine schauerliche, zweite Jugend, ging viel aus und pükte sich jedesmal so fein wie möglich heraus. Dann sah er aus wie ein Kleiderständer, der durch traend einen grauenhaften Zauber belebt worden war und auf Abenteuer auszog.

Im Geschäft freilich ging es leis den Krebsgana, da fehlte Selmas kaufmännisches Genie. Eines Tages erklärte der Handelsmann dem Poeten, daß er eine Hilfskraft für den Laden gemietet habe.

„Wissen Sie, die Kundschaft kauft lieber bei einer Dame,“ sagte er mit verlegener Entschuldigung.

Laurin war gespannt auf die Dame. Es würde wohl eine von Sendoringers neuen Bekanntschaften sein.

Als sie dann eintrat, war er doch betroffen. Sie war ein kleines, mageres Geschöpf, für den ersten Anblick fast ein wenig unscheinbar. Ihr schmales, olivenblaues Gesicht war von tiefschwarzem, strähniigen Haar eingerahmt. Ihre Augen waren länglich, die schwarzen Sterne schwammen in einem bläulichen Weiß wie bei Kleinen

Kindern oder fremdrassigen Frauen. Sie blickten seltsam verhangen, so als ob sie über die Dinge wea oder nach innen schauten.

Natürlich war Sendoringer verliebt in das Fräulein. Aber auch Laurin fühlte sich irgendwie geheimnisvoll von ihr angezogen. Jeden Tag kam er in den Laden, setzte sich in einen historischen Stuhl und plauderte mit ihr. Sendoringer sah in seinem „Melier“, von wo aus er die beiden Menschen beobachten konnte. Laurin hielt er weiter nicht für gefährlich. Wenn aber Kundschaft kam, schoß er wie eine Kreuzspinne aus seinem Winkel hervor und bediente selbst. Dann lächelte das Fräulein seltsam und zog sich wieder in die dämmerigen Tiefen des Ladens zurück. Wenn sie so zwischen den phantastischen Gegenständen hinschritt, da war es, als drehen die Götzenbilder die Augen nach ihr, als strecken die Heiligen und die alten Familienportraits die Hälse aus den Rahmen, um sie besser sehen zu können.

Das Fräulein betastete alle Dinge zärtlich mit ihren dünnen Händen. Alle Truben öffnete sie, nahm die seltsamen, goldgestickten Stoffe heraus und betrachtete sie mit ihren verhangenen Blicken. Es waren bunte, mit farbigem Vast durchwobene Tücher dabei, welche von braunen Frauen ferne Welten gestickt und zu irgendwelchen barbarischen Festen getragen sein mochten. Es waren uralte Paramente in alten Schränken, deren verblühtes Gold auffunkelte, uralte Gewänder, die dünn wie Zunder waren und einem unter den Händen zu zerfallen drohten.

Einstmal wickelte sich das Fräulein in eine glühendrote, indische Seide mit handbreiten Goldborten und wand sich einen weißen Turban um den Kopf.

Laurins Augen wurden starr. Er schaute sie an und sagte mit verzagender Stimme: „Du bist es?“

Sie lächelte sonderbar. Sendoringer aber rief verzückt: „Tanze, Lill, es muß herrlich sein, dich tanzen zu sehen!“

Und das Weib in der roten Seide schritt vorwärts und rückwärts, bog den knabenschlanken Körper, daß die Seide knisterte und aufplühte. Die dünnen Arme glücken lebendigen Schlangen und bewegten sich bis zu den Fingerspitzen.

Da hingelte es, jemand betrat den Laden. Das Fräulein kreiste die glühende Seide ab, stand im modisch aefchnittenen Waschkleidechen da und sah gewöhnlich aus.

Es war etwas Geheimnisvolles um diese Lill, daß die beiden Männer toll machte. Keiner von ihnen wußte etwas von ihr. Nicht einmal ihre Wohnung kannten sie. Lill kam und ging, und duldete nicht, daß man sie begleite. Sie sprach nicht viel, und was sie sagte, war alltäglich. Aber sie hatte einen süßen, singenden Ton beim Sprechen, der den Mädchen dieses Landes nicht eigen war.

Sendoringer brannte lichterloh. Alles hätte er hinwerfen können um ein Lächeln dieses blutroten Lippenpaars. Er kaufte kostbare Stoffe und Schmuckstücke, bloß um sie damit spie-

len zu sehen. Es war Unsinn, Selbstmord war es — aber er konnte nicht anders!

Laurin schenkte ihr nichts als Gedichte, die in seinen Traumgärten erblühten.

Vill nahm beides gelassen, Schmuck und Nieder — wie eine Königin, die schenkt, indem sie nimmt.

Sendringer hatte Sorgen und Schulden. Die Geldentwertung hatte ihren Höhepunkt überschritten und die Dinae kehrten zu ihrem eigentlichen Wert zurück. Die eingebildeten Reichtümer vergingen wie leerer Schaum, Sendringer dachte wieder manchmal an Selma. „Gut, daß sie es nicht erleben muß!“ sagte er zu Laurin. „In meinem Geschäft stecken zwar ungeliebte Werte, womit ich meine Schulden glänzend bezahlen könnte, wenn ich verkaufte. Aber ich tue es nicht. Man darf die Nervenruhe nicht verlieren.“

„Sie können ja den Smaragdring verkaufen,“ schlug Laurin vor. Der Altertums Händler geriet in eine peinliche Verlegenheit. Der sei nun auch nicht mehr das wert wie früher. Und außerdem habe er ihn gar nicht mehr, er habe ihn veräußert.

„Dem Fräulein?“ fragte Laurin, und das Herz klopfte ihm bis zum Halse herauf.

„Ja, aber sie ist so hartherzig, so hartherzig! Ich ruiniere mich für sie, aber was gilt ihr das? Nun will sie noch die Ohrgehänge zu dem Ring haben, und das Halsband steht ihr auch schon in die Augen. Es liegt beides bei dem Juwelier in der Hauptstraße im Fenster. Danach lechzt sie nun. Sie ist das gierigste Geschöpf, was ich kenne. Sie ist ein Vampyr, ein Vampyr!“

Und dann rannte Sendringer fort, um wieder, zum hundertsten Male den Schmuck zu betrachten, den Vill beehrte. —

Laurin aber ging zu Vill in den Laden, wo sie beschäftigt war, kostbare alte Vasen in einem Glaschrank neu und seltsam zu ordnen, indem sie farbige Tücher und weiße Perlen dazwischen legte. Das Dämmerlicht, das hier immer herrschte, umfloss ihre Gestalt, löste sie gleichsam in Schatten auf. Aber der Ring blühte an ihrer Hand.

„Ein schöner Ring,“ sagte Laurin, und seine Stimme klang heiser, „aber ein Unglücksring, wissen Sie das?“

„Mir bringt er Glück,“ sagte das Mädchen. „Solange ich ihn nicht besaß, hatte ich keine Ruhe. Jetzt ist er mein.“

„Aber teuer, zu teuer ist er bezahlt, wenn du Jugend, Schönheit und Freiheit dafür gibst, und dich schließlich in einem Antiquitätenladen einmotten lassen mußt. Tausendmal besser bei trockenem Brot und schlechten Kleidern darben, als sich an einen alten, verstaubten Skafus verkaufen, um bunte Steine und zweifelhaftem Reichtum. Gib den Ring zurück, Vill, und sei frei!“

Sie lächelte ihn geheimnisvoll an aus ihren mandelförmigen Augen.

„Was gibst du mir, wenn ich den Ring zurückgebe? Was kannst du mir dafür bieten? Du bist nur ein armer Poet in einer Dachstube!“

„Nicht arm, Kind! Ich habe Reichtümer, gegen die der Ring da nur ein armseliges Ding ist. Ich kann dich so frei machen, daß Gold und Schmuck dir sinnlos dünkt, und so reich, daß du wie eine Königin bist.“

Da legte sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn, daß es ihm kühl über die Haut rann.

„König ohne Länder, du sollst meinen Ring tragen,“ flüsterte sie.

Die Ladenglocke schrie und riß den verwirrten Dichter aus seinem Taumel. Es war Sendringer, der hereinkam. Seine Augen glimmten und er drehte ein kleines, weißes Bäckchen in zitternden Händen. Laurin wandte sich zum Gehen. Als er noch einmal zurückschaute, sah er grüne Steine in Sendringers Händen funkeln — Laurin rannte fort, das wollte er nicht mit ansehen. Wie ein Toller irrte er in den Straßen. Als es Zeit des Ladenschlusses war, stellte er sich vor Sendringers Geschäft und wartete auf Vill. Er wartete, bis es ganz dunkel und alle Hoffnung, daß sie noch kommen könnte, geschwunden war. Dann stieg er müde und enttäuscht in seine Dachstube hinauf.

In dieser Nacht träumte es ihm noch einmal von der indischen Rani. Sie trug einen Schleier wie eine Bestorbene, er

konnte ihre Züge nicht sehen, aber er hörte das leise Klirren ihrer Fußringe, wenn sie sich bewegte. Sie leute den Smaragdring auf den Tisch und nickte ihm zu, ehe sie verschwand. So deutlich war dies Traumspiel, daß er beim Erwachen unwillkürlich auf den Tisch schaute — aber natürlich lag kein Ring da, weder ein indischer, noch sonst einer. Lange sah er auf der Bettkante und sann dem Traum nach. Dann kleidete er sich langsam an und ging hinunter.

Vielleicht war Vill drunten. —

Aber nur Sendringer allein traf er im Laden. Der Kaufmann war ganz verfallen, sein Gesicht lebergelb, seine Augen rotgerändert.

„Sie ist fort,“ sagte er zu Laurin. „Sie ist fort und alles ist aus. Mein Geschäft ist ruiniert, der Gerichtsvollzieher war heute früh schon da und hat gepfändet. Wenn ich alles verkaufe, bleibt mir gerade noch so viel, daß ich mit dem Bauchladen in der Welt herumziehen und Hosensträger feilbieten kann.“

Laurin war ganz zerschmettert. „Fort? Wirklich fort? Vielleicht kommt sie doch noch wieder.“

„Nein, sie kommt nie mehr. Sie hat den Ring und die Ohrgehänge dagelassen und diesen Bettel dazu!“

Laurin nahm das Papier. Vill mochte es traendwo aus dem Laden haben, es schien uralt und veräulbt. Und mit großen, wunderbar gebogenen Buchstaben stand darauf: „Ich gebe den Ring zurück, schenkt ihn einem andern.“

„Sie hat sich gerettet,“ sagte Laurin leise.

„Aber mich hat sie ruiniert,“ stöhnte Sendringer. „Ich glaube jetzt selbst, daß Sie recht haben mit dem Geschäft, daß der Ring Unglück bringt. Mit dem Ring sind alles an — Jetzt können Sie ja triumphieren, wenn Sie wollen. Ich werde mich aber rächen, ja das werde ich!“

„Sie sind nicht bei Trost,“ sagte Laurin verächtlich. „Es ist alles mit natürlichen Dingen zugegangen. Niemand hat Sie geheißen, sich um das junge Ding zugrunde zu richten!“

Und dann ging er, in der verzweifeltsten Hoffnung, Vill doch noch irgendwo zu finden. Den ganzen Tag suchte und forschte er nach ihr. Spät am Nachmittage erit kam er zurück.

Sendringer war tot. Er hatte sich in seinem Atelier aufgehängt. Auf dem Tisch lag ein Brief an Laurin und der Ring. Er vermachte ihm den Ring — das war seine Rache.

„Armer Narr!“ sagte Laurin. Und dann ging er hin und erstattet Anzeige.

Vill war und blieb verschwunden. Es stellte sich später heraus, daß sie nicht einmal polizeilich angemeldet gewesen war. Niemand kannte sie, niemand wußte von ihr. Geheimnisvoll wie ihr ganzes Wesen war ihr spurloses Verschwinden. Sogar in Laurins Erinnerung blieb kein klares Bild von ihren Zügen haften, es verschwamm zu undeutlichen Linien und schmolz schließlich zusammen mit der Erscheinung der indischen Rani aus seinem Traum.

Das Lager Sendringers wurde verkauft und der Erlös unter die Gläubiger verteilt. Der Smaragdring wurde von einem Sachverständigen geprüft, und es stellte sich heraus, daß er gar nicht echt war, sondern eine ganz vorzügliche, aber wertlose Nachahmung. Wer den echten Smaragd herausgelöst hatte, ob der Mensch, der den Ring zuerst ins Sendringersche Geschäft gebracht, oder der Kaufmann selbst, als ihm die Not immer höher stieg, oder das rätselhaft verschwundene Fräulein, das ihn zuletzt getragen hatte, blieb ein unaufgeklärtes Geheimnis. Der für wertlos erklärte Ring wurde Laurin ausgestellt, wie Sendringer es gewollt hatte. Er sah gut aus an der schmalen, festen, weißen Hand, die ihn von nun an trug.

Vielleicht war es auch ein Irrtum, daß er nicht echt sein sollte. Auch Sachverständige können irren. Vielleicht war das Auge nicht klar gewesen, das den Ring geprüft hatte. Vielleicht hatte die Rani ihre Hand im Spiele gehabt, weil sie wollte, daß der Ring endlich einen Dichter schmücken sollte, nach seiner ursprünglichen Bestimmung.

Laurin wenigstens glaubte das. Ihm brachte der indische Ring auch kein Unglück. Wenn er ihn an seiner Hand blieben sah, während er schrieb, so strömten ihm alle jene Gesichte und Bilder zu, die ihn später zu dem berühmten Dichter gemacht haben, den die Welt in ihm kennt und nennt.

## Wilhelm Zentner / Der glücklose Jäger.

(Nach einem alten Liede.)

Schall an, mein Horn, ins Rammertal,  
Hochwald hat mich betrogen;  
nach edlem Wild ging mein Geið,  
mein Hoffen hat gelogen!  
Ein stolzes Wild in Waldbeslust  
hatt' ich mir auserkoren,  
ein andrer traf es durch die Brust,  
mein Jagen ging verloren.

Zieh von der Halde nun zu Tal,  
zu hoch sprang mein Verlangen;  
Glück ist ein scheues weißes Reh,  
das keiner noch erlangen. —  
Durch's Blachfeld denn, zu neuer Pirsch,  
noch diensien mir die Füße,  
grast dort mir auch kein Edelhirsch,  
auch Hasenfleisch schmeckt süße!